Kieler Vorträge
gehalten im Wissenschaftlichen Klub des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel

Herausgegeben
von
Professor Dr. Bernhard Harms

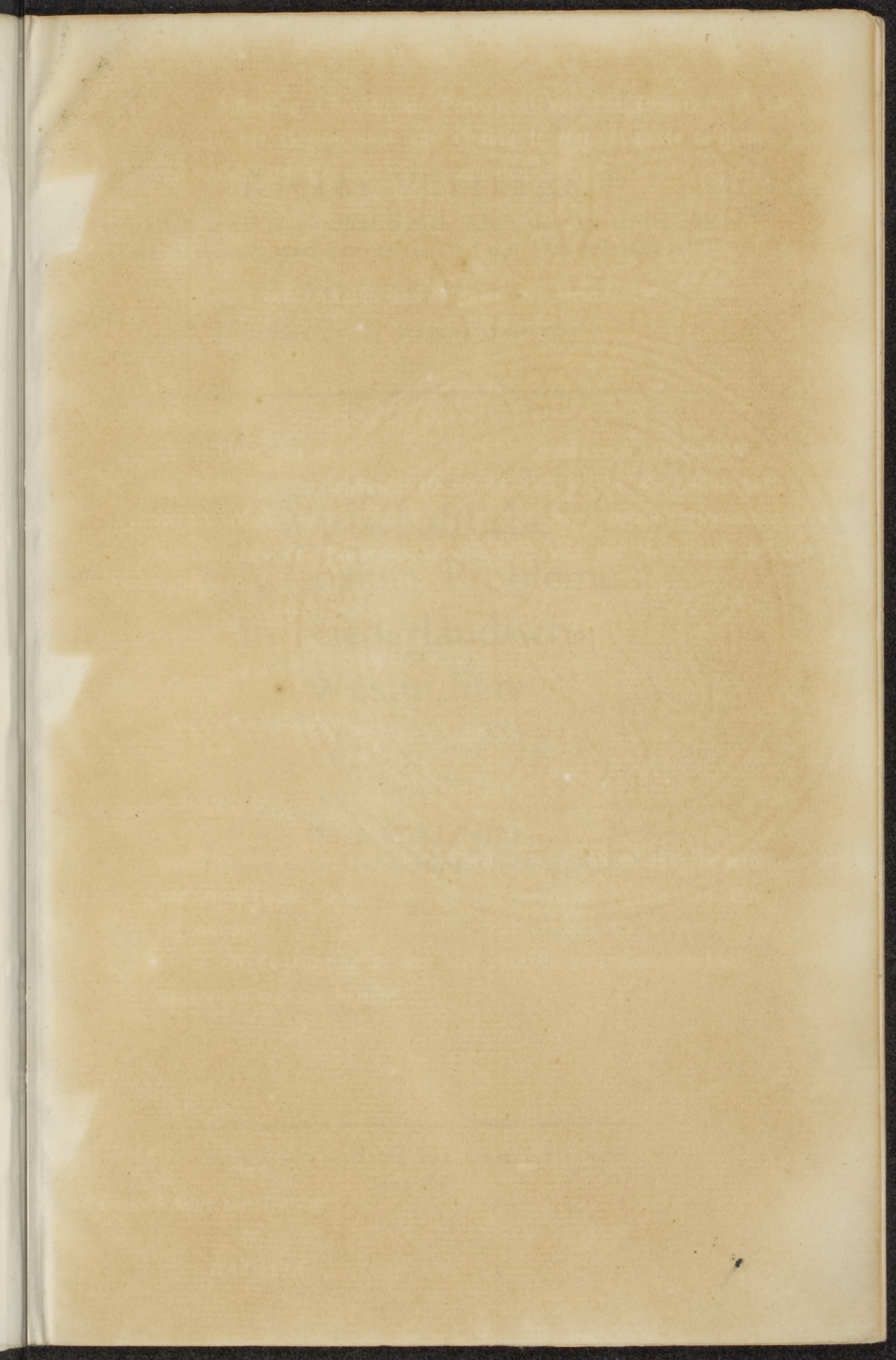
13

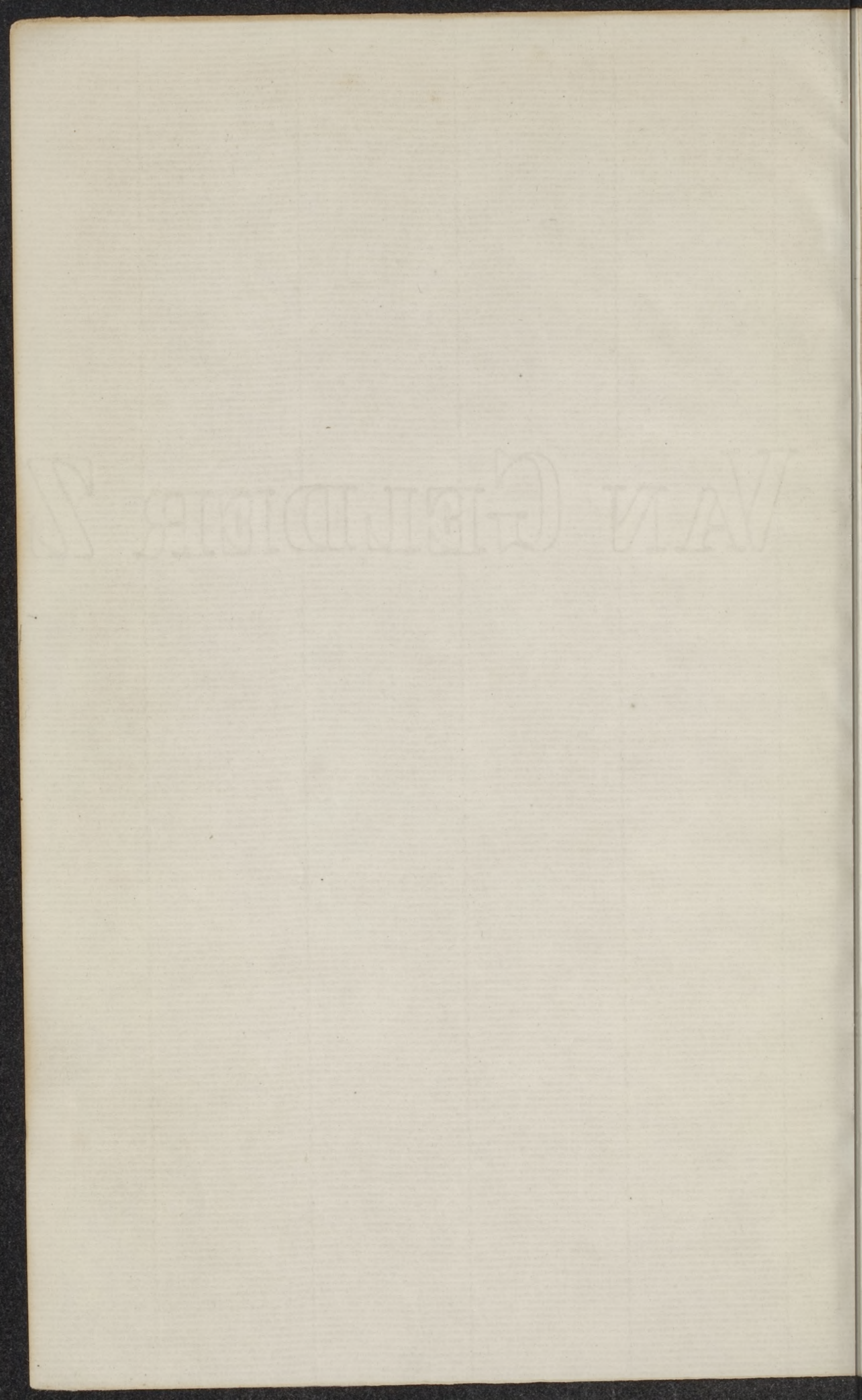
Wirtschaftliche und soziale Probleme in Niederländisch-Westindien

Von
Dr. J. C. Kielstra
Professor an der Landbouwhoogeschool Wageningen

Y

Kommissionsverlag von Gustav Fischer
Jena 1925





Kieler Vorträge
gehalten im Wissenschaftlichen Klub des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel

Herausgegeben
von
Professor Dr. Bernhard Harms

13

Wirtschaftliche und soziale Probleme in Niederländisch-Westindien

Von

Dr. J. C. Kielstra

Professor an der Landbouwhoogeschool Wageningen

Kommissionsverlag von Gustav Fischer
Jena 1925



Redaktionssekretär:
Dr. Hedwig v. Römer

Eine Einladung des Gouverneurs von Surinam bot mir die Gelegenheit, in diesem Jahre eine Reise in das holländische Kolonialgebiet in Westindien zu unternehmen. Zweck dieser Reise war vor allem, wirtschaftliche Daten zu sammeln und zu untersuchen, inwiefern es für die Zukunft Möglichkeiten gibt, die ziemlich verzweifelte wirtschaftliche Lage Surinams zu verbessern.

Mit großer Freude habe ich die mir gebotene Gelegenheit ergriffen. Nicht nur, weil sie mich in den Stand setzte, das westindische Kolonialgebiet, das ich zuvor nur aus Beschreibungen kannte, mit eigenen Augen zu sehen und sogar noch einige englische Kolonien dazu, sondern auch, weil ich durchaus einverstanden war mit dem, was der Gouverneur sagte, als er mich einlud: »Wenn man an Ort und Stelle ist und alle Verhältnisse kennenlernt, sieht die Sache ja ganz anders aus, als wenn man davon liest«. — Ich bin der Meinung, daß auch der Nationalökonom, wie es in Herzogs Roman »Hanseaten« vom Hamburger Kaufmann heißt, seine Augen nicht nur ins Buch, wenn es auch in seinem Fall meistens kein Kontobuch ist, richten soll, sondern in die Welt. Das wirtschaftliche Leben selbst soll sein Beobachtungsfeld sein; das soll er analysieren, seine Erscheinungen durchforschen und sie zu erklären versuchen. Nur dann kann er seine große praktische Aufgabe erfüllen, der menschlichen Gesellschaft den Weg zu zeigen, der zu neuer Wohlstandsmöglichkeit führt.

So trat ich denn im Februar die Reise an, die mich westwärts führen sollte, »westward ho«, wie Kingsley sagt, in das Gebiet, um dessen Beherrschung sich vor etwa drei Jahrhunderten die damaligen kolonisierenden Großmächte auf Leben und Tod bekämpft haben, das aber keinem von ihnen auf die Dauer die Reichtümer gebracht hat, die sie damals erwarteten, wenn es auch Perioden gegeben hat, in denen einzelne Gebiete ihrem Besitzer großen Gewinn brachten.

Aber das alles war einmal. In der Gegenwart werfen diese Gebiete ihrem Mutterlande nicht nur keinen direkten Gewinn ab, sondern die meisten haben die größte Mühe, ihr ohnehin schon ziemlich niedriges Wohlstandsniveau beizubehalten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigten sie sich sogar mehr oder weniger dem Verfall nahe.

Die Tatsache, daß der Rückgang überall eintrat, gibt an sich schon Grund zu der Vermutung, daß sich hier gewisse allgemeine Ursachen fühlbar gemacht haben. Und man braucht meiner Meinung nach nicht einmal allzu tief zu forschen, um sie zu finden. Es gibt meines Erachtens ihrer zwei, und zwar von solcher Bedeutung, daß sie im Laufe des 19. Jahrhunderts die Lage Westindiens im Weltverkehr ganz und gar verändern konnten.

Die erste Ursache birgt der Aufschwung der Rübenzuckerindustrie in Westeuropa und Nordamerika. Die Produktion an Rübenzucker für den Weltmarkt ergab im Vergleich mit der des Rohrzuckers folgende Mengen:

Vergleich der Rüben- und der Rohrzuckerproduktion in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (in Mill. kg)[1]

Erntejahr	Rüben-zucker	Rohrzucker	Insgesamt	Anteil des Rüben-zuckers in %
1852/53	201	1233	1434	14,0
1859/60	390	1376	1766	22,0
1869/70	844	1856	2600	32,4
1879/80	1531	2084	3615	42,4
1889/90	3537	2522	6059	58,4
1899/1900	5440	2978	8418	64,0

Bei dieser gewaltigen Entwicklung traf die Rübenzuckerindustrie besonders die westindische Rohrzuckerindustrie mit ihrer Konkurrenz, weil diese ihr Produkt nur auf dem europäischen, dem amerikanischen oder dem kanadischen Markt verkaufen konnte. Rohrzucker war eins der wichtigsten Produkte Westindiens. Um so empfindlicher machte sich die Absatzstockung bemerkbar, verursacht

[1] Zuckerindustrie und Zuckersteuer. (H. Paasche.) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Dritte Aufl. Jena 1911. 8. Bd. (S. 1072).

durch Amerikas und Europas Eigenproduktion an Zucker, und des dünn bevölkerten Kanadas geringe Aufnahmefähigkeit.

Die zweite Ursache für die Änderung der Stellung Westindiens in der Weltwirtschaft war die Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869. Schon im Jahre 1870 fuhren 486 Schiffe mit einem Raumgehalt von 436 609 t hindurch, 1880 waren es 2026 Schiffe mit 3 057 421 t, 1890: 3389 Schiffe mit 6 890 094 t und 1900: 3441 mit 9 738 152 t[1]. Wichtiger aber ist, daß die Distanz zwischen dem Fernen Osten und dem europäischen Markt viel kürzer wurde. Der Osten wurde auf einmal dem europäischen Markt nähergebracht; der kürzere Weg war obendrein sicherer; Frachtpreise, Risiko und Versicherungskosten gingen also zurück. Die Verkürzung der Zeit, während der die Ladungen unterwegs waren, versprach dem Handel und dem angelegten Kapital schnelleren Gewinn.

Die Entfernungen zwischen europäischen und indischen Häfen vor und nach Eröffnung des Suezkanals
(in Seemeilen)[2]

Strecken	Um das Kap	Durch den Suezkanal	Wegersparnis in %
London – Kalkutta	12 143	8292	31,5
London – Singapore	12 004	8019	33,0
Amsterdam – Batavia	12 000	8500	31,0

Diese Tatsachen machten sich im ganzen westindischen Kolonialgebiet fühlbar. Selbstverständlich aber ist ihre Wirkung nicht überall in gleichem Maße wahrnehmbar gewesen. Erstens schon darum nicht, weil die inneren Verhältnisse nicht auf allen Inseln und in allen Gebieten einander ähnlich waren, ja sogar innerhalb einer Kolonie Verschiedenheiten zeigten. So sind z. B. Grund und Boden in der einen Kolonie von anderer Beschaffenheit als in der andern; so emanzipierten sich die Sklaven, die man zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch überall in Westindien vorfand, in dem einen Gebiet zu anderer Zeit als in dem andern; weiter war die Dichte der Bevölkerung, sowohl die der weißen, die die Unternehmer

[1] Suezkanal. (Georg Brodnitz.) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Dritte Aufl. Jena 1911. 7. Bd. (S. 1051).

[2] Ebenda, S. 1050. Mitgeteilt von der Königlich Westindischen Dampfschiffahrtsgesellschaft.

und die Kapitalien für die Plantagen stellte, als auch die der farbigen, aus deren Mitte man nach der Emanzipation die Arbeiter werben mußte, auf einzelnen Inseln, wie z. B. Barbados, groß, anderswo aber, wie in Niederländisch- und Britisch-Guayana, sehr gering. Zweitens aber konnten einzelne dieser Gebiete in der Zeit, während der sich die erwähnten Umstände fühlbar machten, neue wirtschaftliche Quellen erschließen. So zeigte sich auf dem Weltmarkt gerade in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein immer lebhafteres Interesse für den Asphalt, der in Trinidad gefunden wurde. Der Export, der im Jahre 1885 erst 34 874 t betrug, war im Jahre 1890 auf 72 050 t und im Jahre 1895 auf 100 000 t gestiegen[1]. Surinam liegt als Teil des gesamten westindischen Kolonialgebiets verhältnismäßig ungünstig, die Distanz vom Weltmarkt ist im Vergleich mit denen der nahen englischen Kolonien zu groß.

Entfernungen zwischen den westindischen Häfen und New York und London (in Seemeilen)[2]

Von	Nach New York	Nach London
Barbados	1825	3801
Trinidad	2032	4001
Britisch-Guayana	2194	4186
Paramaribo	2407	4551

Zwar hat Surinam eine direkte Dampferlinie nach Amsterdam, so daß die Distanz auf diesem Wege nur 4130 Seemeilen beträgt; jedoch ist es nicht ohne Einfluß auf die Frachtpreise, daß die Dampfer auf dieser Reise bei dem ohnehin schon beschränkten Export von Surinam nach Europa außer Paramaribo keinen Hafen anlaufen, der ihnen Ladung garantieren kann.

Diese ungünstige Lage ist um so mehr von Bedeutung, als Surinam hauptsächlich auf die Hervorbringung solcher Produkte angewiesen ist, die auch von den andern westindischen Besitzungen exportiert werden können. Die Landwirtschaft ist immer seine wichtigste Wohlstandsquelle gewesen; es hat aber nie ein spezielles Pro-

---

[1] L. P. de Stoppelaar, De Petroleum-Industrie. Amsterdam 1897. S. 24.

[2] Philips and Son Ltd., Commercial Map of the World. London 1921.

dukt aufzuweisen gehabt, das von andern Kolonien in Westindien nicht auch hervorgebracht worden wäre. Seine Urwälder enthalten kein besseres Holz, nicht sonstige bessere Produkte, als man in andern Kolonien findet. Und wenn man auch in der jüngsten Zeit Bauxit in größerer Quantität entdeckt hat, als man gehofft hatte, so wird weder dieses noch ein anderes Mineral in größerer Menge oder von besserer Qualität oder an leichter erreichbaren Stellen gefunden als z. B. im benachbarten Britisch-Guayana. Surinam, so können wir also schließen, kann in der Weltwirtschaft nur konkurrenzfähig sein, wenn die inneren Verhältnisse eine Kompensation gegen die im allgemeinen ungünstige Lage bilden. Erlauben Sie mir also eine etwas genauere Betrachtung dieser inneren Verhältnisse.

Grund und Boden ist in Westindien zum größten Teil sehr fruchtbar, wenn auch verschieden in Zusammensetzung und Struktur. Auf den Inseln über dem Winde, die ziemlich hoch sind, ist der Boden lockerer als der schwere Tonboden im Küstengebiet von Niederländisch- und Britisch-Guayana, dem einzigen Gebiet, wo in beiden Kolonien Landwirtschaft getrieben wird. Dieses Küstengebiet stellt ein sehr merkwürdiges Gelände dar; es ist nämlich ganz Polderland. Als im 17. Jahrhundert die ersten Versuche, an höheren, sandigen Stellen an den großen Strömen entlang Landwirtschaft zu betreiben, scheiterten, griffen die Kolonisten zu dem Mittel, das ihnen von ihrer Heimat her bekannt war, und bauten Deiche um bestimmte Stellen am unteren Lauf dieser Flüsse, wo sie fruchtbaren Schlamm vorfanden. So bildet bis auf den heutigen Tag jede Plantage einen Polder. — Die Überlieferung sagt, daß Kapitäne aus der Provinz Zeeland mit ihren Matrosen als Arbeitern als erste in Surinam solche Polder eingedeicht hätten. Ob sie recht hat oder nicht, wird heutzutage wohl kaum noch zu entscheiden sein. Doch möchte ich auf einen Umstand hinweisen, der für mich einen Beweis ihrer Richtigkeit bildet: daß es nämlich unter diesen alten Plantagen keinen einzigen Polder gibt, der eine Mühle zu seiner Entwässerung braucht. Das Polderwasser wird immer während der Ebbe oder überhaupt bei niedrigem Wasserstand in den Fluß abgeführt. Und dieses System findet man in Holland auch auf der Insel Walcheren, wo die Kaufstädte Zeelands lagen. Es ist also wahrscheinlich, daß sie die Kapitäne und die »Superkargo«[1] der

[1] »Superkargo« ist der Name eines mit dem Handel beauftragten Beamten der Reederei an Bord des Schiffes.

ersten Flotten geliefert hat. Nachher soll man den Polderbau mit den allmählich eingeführten Negersklaven fortgesetzt haben.

Wie dem aber auch sei, es versteht sich, daß die Eindeichung eines solchen Grundstückes kostspielig ist, um so mehr, wenn sie, wie in Surinam, im tropischen Urwald verrichtet werden muß.—Daß dieser Plantagenbau auch viele Menschenleben gefordert hat, deren Ersatz hohe Kosten verursachen mußte, ist klar. — Auf solchem Boden, wenn er auch noch so fruchtbar ist, kann man im allgemeinen nur dann mit genügendem Gewinn Landwirtschaft betreiben, wenn entweder sehr wertvolle Produkte hervorgebracht, oder wenn die Kosten im Vergleich mit dem Aufwand in andern Ländern, wo dieselben Produkte hervorgebracht werden, sehr niedrig sind. — Die Kostspieligkeit dieses Bodens spielt aber heutzutage in Surinam gar keine Rolle mehr. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ist der Betrieb auf so vielen Plantagen eingestellt, ja sind so viele Plantagen verlassen worden, daß man eingedeichten Grund und Boden fast umsonst bekommen kann. Manches Grundstück ist wegen rückständiger Steuern wieder zu freiem Kronland geworden, und man kann von der Regierung für 23 Cents pro ha sehr gutes Polderland auf 75 Jahre in Erbpacht bekommen. Zwar ist dieses Land meistens mit leichtem Urwald bewachsen, und Deiche, Schleusen und Abwässerungsgräben sind ausbesserungsbedürftig, aber die Kosten betragen bei weitem nicht so viel wie die der Urbarmachung eines neuen Polders. Einen besonderen Vorteil bildet obendrein noch der Umstand, daß diese Polder alle an den Ufern der großen Ströme liegen; ein Dampfer kann die Produkte meistens an der Plantage selbst laden.

Neben der Landwirtschaft bieten sich zwar noch andere wirtschaftliche Möglichkeiten, aber sie sind der Zahl nach gering und wenig aussichtsreich. Der Urwald bringt mehrere wertvolle Holzarten hervor, allerdings kommen meist nur vereinzelte Stämme für die Nutzung in Frage. Es kommt noch hinzu, daß während der Jahrhunderte, die das Land in europäischem Besitz ist, immer die Bäume in der Nähe des Stromes gefällt worden sind. So verspricht der Wald momentan nicht viel für ein systematisches Forstwesen. Der Export schwankt; 1920 wurde die größte bisher erreichte Menge, nämlich 4016 cbm, ausgeführt, 1924 betrug die Ausfuhr nur 2016 cbm. Gummi, Harz und ähnliche Produkte, z. B. Balata, haben bis jetzt auch keinen großen Gewinn gebracht, die Ausfuhr

von 1923 wird als höchste der letzten Zeit mit 767 t, die von 1924 aber nur mit 550 t beziffert.

Mineralien gibt es in Surinam nur an einzelnen Stellen. Das Alluvium im Küstengebiet verspricht in dieser Hinsicht nichts; in dem sandigen Boden der sogenannten Savanne und der Hügel, die dahinter liegen, wird Gold gefunden. Der Reichtum dieser Goldadern ist freilich hinter den Erwartungen, die man noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hegte, weit zurückgeblieben. Es wurden 1920 noch 450 kg Gold ausgeführt, 1923 nur $365^{1}/_{2}$ kg und 1924 nur noch $315^{1}/_{2}$ kg. Den Eingeborenen, die sich mit Goldgraben oder Goldwaschen beschäftigen, gibt diese schwere Arbeit nur einen kargen Gewinn, der meistens nicht einmal so groß ist wie der Lohn, den sie als Plantagenarbeiter verdienen könnten. Die Leute ziehen aber dieses mehr oder weniger abenteuerliche Leben einer regelmäßigen, wenn auch vielleicht einträglicheren Arbeit vor. Größere Bergwerke haben sich nicht als lohnend erwiesen. Nur eine Gesellschaft hat ihre Gruben bis jetzt in Betrieb halten können.

Dagegen hat man in der jüngsten Zeit reiche Schichten Bauxit gefunden, ein Mineral, an dem die Vereinigten Staaten von Nordamerika interessiert sind, weil es als Rohstoff für die Herstellung von Aluminium Bedeutung hat. Es hat sich gezeigt, daß es von diesem Erz größere Mengen gibt, als man vorher vermutete, und zwar so nahe den großen Strömen, daß ein Frachtdampfer ohne große Mühe bis an die Fundgruben hinauffahren und das ohnehin durch bloßes Abgraben des Obergrundes gewinnbare Erz an der Grube laden kann. Zwar hat der Preis des Aluminiums in den letzten Jahren stark geschwankt, und bei niedrigen Preisen fällt die große Distanz von der Grube bis zum Markte bei der Kostenrechnung stark ins Gewicht. Man darf aber hoffen, daß, wenn einmal alle Erdschichten ausgebeutet werden, ein Betrieb zum Gewinnen des Aluminiums in Surinam selbst sich als lohnend erweisen wird. Während der Export 1920 nur 10 000 t betrug, war die Ausfuhr 1923 schon auf 12 000 und 1924 schon auf 60 031 t gestiegen.

Eine sehr eingehende Betrachtung erfordert die Arbeiterfrage. Man weiß, wie von alters her in Westindien Negersklaven eingeführt worden sind, weil die ohnehin wenig zahlreichen Indianerstämme, die von den ersten Besitzern, den Spaniern, als Sklaven verwendet wurden, den Anstrengungen der schweren Plantagen- und Bergwerksarbeit nicht gewachsen waren. In den ersten Jahrzehnten des

19. Jahrhunderts machten aber Holland und England dem afrikanischen Sklavenhandel ein Ende. Für Surinam gilt ein Gesetz aus dem Jahre 1818, das sowohl in den Niederlanden als auch in den niederländischen Kolonien das Ausrüsten von Sklavenschiffen und die Beteiligung am Sklavenhandel verbot. Durch eine königliche Verordnung von 1821 wurde auch der Import von Sklaven aus andern Kolonien, die noch die Einfuhr von Negern aus Afrika gestatteten, verboten.

In den Jahren 1832 und 1833 wurde die Sklaverei in allen britischen Kolonien abgeschafft. Obgleich die befreiten Sklaven noch für eine Periode von vier bis sechs Jahren zur Arbeit verpflichtet worden waren, beeinflußte die Emanzipation die wirtschaftlichen Verhältnisse in Westindien natürlich sehr. Waren die Folgen für die englischen Kolonien äußerst nachteilig, so hatte Surinam augenblicklich Vorteil davon, weil man jetzt durch das Beibehalten der Sklaverei hier billiger produzieren konnte als im englischen Kolonialgebiet. Diesen Vorsprung behielt das Land, bis im Jahre 1863 auch in Niederländisch-Westindien die Sklaverei abgeschafft wurde. Der Plantagenbetrieb in Surinam, damals der einzige bedeutende Wirtschaftsfaktor der Kolonie, hat denn auch bis zu diesem Jahre Vorteile erbracht, wie man aus den leider nur spärlich vorhandenen statistischen Daten über Ein- und Ausfuhr schließen kann.

Die Ausfuhr übertraf regelmäßig die Einfuhr, wenn der Überschuß auch nicht besonders hoch war. Die Differenz ist aber wohl zu beachten; es ist der Ertrag, den die in Surinam angelegten Kapitalien abwarfen.

Der Außenhandel Surinams in den Jahren 1845[1], 1850, 1855, 1860 (in Gulden)[2]

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Ausfuhrüberschuß
1845	1 597 984	3 437 247	1 839 263
1850	2 087 561	2 887 101	799 540
1855	2 401 284	3 398 525	997 241
1860	3 056 946	4 524 001	1 467 055

Aus diesen Zahlen kann man aber auch schließen, daß der Gewinn in Surinam schon damals nicht allzu groß war. Einen

[1] Vgl. Ihr. C. A. van Sypesteyn, Beschrijving van Suriname. 's Gravenhage 1854. S. 219 ff.
[2] Koloniaal-Verslag der genannten Jahre.

höchsten Exportsaldo von noch nicht 2 Mill. Gulden, und das in einer Periode, während der man unter relativ vorteilhaften Umständen produzierte, kann man wirklich nicht als einen überwältigenden Erfolg betrachten.

Nach 1863 wurde aber der Mangel an Arbeitskräften in Surinam noch größer, als er in den britisch-westindischen Besitzungen im Jahre 1833 gewesen war. In diesen dreißig Jahren war von den Sklaven sehr viel gefordert worden, um die Möglichkeit des vorteilhafteren Betriebes auszunutzen. Ihre Zahl hatte teils aus dieser Ursache, teils aber auch, weil keine Zufuhr neuer Neger aus Afrika mehr möglich war, dauernd abgenommen. Überanstrengung des Menschenmaterials und schlechte hygienische Verhältnisse hielten den Nachwuchs auf ein Minimum beschränkt. Obendrein war man in den englischen Kolonien schon seit Jahrzehnten an die freie Arbeit gewöhnt und hatte angefangen, freie Kulis aus dicht bevölkerten englischen Kolonien, namentlich aus Indien, einzuführen. Schon 1840 hatte es im englischen Guayana indische Kulis gegeben, und auch Trinidad hatte sie schon zu dieser Zeit importiert. Auf der Insel Barbados, die wegen ihrer dichten Bevölkerung keine Kulis brauchte, hatte sich in den erwähnten dreißig Jahren aus den emanzipierten Sklaven ein freier Arbeiterstand entwickelt.

Obgleich die freigelassenen Sklaven in Surinam noch für zehn Jahre unter Staatsaufsicht zur Arbeit auf den Plantagen verpflichtet blieben, ging die Ausfuhr nach 1863 sogleich zurück. Merkwürdig ist, daß dagegen die Einfuhr etwas stieg. In den Jahren nach 1873, als die Arbeitspflicht der Neger ein Ende genommen hatte, ging auch die Einfuhr wieder zurück.

Der Außenhandel Surinams in den Jahren 1865, 1870, 1875, 1880 (in Gulden)[1]

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
1865	4 504 520	2 235 399	2 269 121
1870	4 042 111	2 657 871	1 384 240
1875	3 125 415	2 409 335	716 080
1880	3 914 458	3 600 535	13 923

Der Rückgang der Ausfuhr nach 1863 findet meines Erachtens seine Erklärung in der Emanzipation; trotz der Staatsaufsicht ließ

[1] Koloniaal-Verslag der genannten Jahre.

der Zwang mit der Abschaffung der Sklaverei natürlich nach, und die Neger leisteten nicht mehr dasselbe wie vorher. Die Steigerung der Einfuhr kann man meiner Meinung nach, wenigstens teilweise, aus derselben Ursache erklären. Es bekamen nämlich die emanzipierten Sklaven für ihre Arbeit einen Lohn, der größer war als die Kosten für den bloßen Lebensunterhalt, mit dem sie sich vorher hatten begnügen müssen, und der es ihnen möglich machte, allerhand in die Kolonie importierte Güter zu kaufen.

Diese Erklärung scheint mir ihre Bestätigung in dem Rückgang der Importzahl gleich nach 1873 zu finden. Hier berühren wir ein soziales Problem. Denn den Rückgang der Einfuhr nach 1873 kann man, glaube ich, nur so erklären, daß in diesem Jahre nicht nur die Arbeitspflicht, sondern auch die bis zu diesem Augenblick unter Staatsaufsicht geleistete Arbeit selbst und damit der Lohn, mit dem die Einfuhr bezahlt war, ein Ende nahm. Es ist Tatsache, daß mit diesem Jahre der Neger von den Plantagen verschwunden ist.

Man hat dieses Verschwinden oft erklären wollen mit der Abneigung, die die ehemaligen Sklaven gegen die sie an ihre Abhängigkeit erinnernde Arbeit fühlen mußten. Ich glaube aber kaum, daß diese Erklärung genügt. Sie fordert wenigstens die Voraussetzung, daß keine wirtschaftliche Notwendigkeit den Neger zwang, trotz seiner Abneigung diese Arbeit doch zu verrichten. Dies war z. B. in Barbados der Fall, wo die sehr dichte Bevölkerung nur ihren Lebensunterhalt erwerben konnte, wenn sich der einzelne als Lohnarbeiter auf den Plantagen vermietete; ausgenommen natürlich die wenigen, die als Fischer oder in einem andern selbständigen Handwerk eine Stelle finden konnten.

In Surinam hatten die Plantagenbesitzer ihren Sklaven immer ein gewisses Quantum Lebensmittel und einige Kleidung liefern müssen. Die Lebensmittel brauchten sie nicht in natura zu geben, wenn sie nur den Sklaven den nötigen Grund und Boden zur Verfügung stellten, damit sie ihre Nahrung selbst anbauen konnten. So entstanden die sog. »kostgronden« auf fast allen Plantagen. Im übrigen wurde die eigentliche Plantagenarbeit von den Sklaven bis 1863 natürlich unentgeltlich geleistet. Von 1863 bis 1873 bekamen sie einen Lohn für ihre Leistung, meistens aber daneben noch »kostgrond« oder Nahrungsmittel. Mit Vorliebe gaben die Plantagenbesitzer den »kostgrond«; das war bequemer für sie, und zudem hoffte man, daß man in dieser Weise den Neger an die Plantage binden

würde. Die wirtschaftliche Lage war also bis 1863 so, daß der Neger nur Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse genoß. Weitere Ansprüche konnte er nicht erheben, weil er am Ertrag seiner Leistungen auf der Plantage gar keinen Anteil hatte. Sein Wohlstandsniveau wurde also, mehr oder weniger, künstlich niedergehalten. Von 1863 bis 1873 war die Lage insofern anders, als der Neger für die übrigens noch immer erzwungenen Leistungen Lohn erhielt. Mit diesem Lohn konnte er sich einen geringen Aufwand leisten, während er die notwendigsten Bedürfnisse noch immer aus dem Ertrag des »kostgrond« befriedigen mußte.

Nach 1873 änderte sich die Lage aber wieder. Es war wohl kaum zu erwarten gewesen, daß das wirtschaftliche Niveau des Negers sich nach Jahrhunderten der Sklaverei in zehn Jahren bedeutend heben würde. »Kostgrond« konnte er nun aber nach dem Jahre 1873 in der außerordentlich dünn bevölkerten Kolonie bekommen, soviel er nur wollte. Wenn er also neben den notwendigen Bedürfnissen noch einige andere befriedigen wollte, so bot ihm eine kleine Vergrößerung seines »kostgrond« die Möglichkeit, einige Fruchtbäume zu pflanzen oder etwas Gemüse anzubauen und den Ertrag in der Stadt Paramaribo zu verkaufen. Daher wohl der Hang der Neger zu der Stadt und zu ihrer Umgebung. Sie zogen diese leichtere Arbeit den Anstrengungen auf den Plantagen mit ihrem schweren Tonboden und seiner verhältnismäßig intensiven Bearbeitung vor. Natürlich hat sich diese Änderung im Sozialen, die, wenn auch nur geringe Hebung des Wohlstandsniveaus, nicht in zwei oder drei Jahren vollziehen können, aber 1880 war die Einfuhr doch schon wieder dem Niveau von 1870 nahe. Seit 1863 ist die Ausfuhr jedoch, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, die man leicht erklären kann, stets hinter der Einfuhr zurückgeblieben. Die Ausnahmen zeigen nur, daß in späteren Jahren dann und wann das in Surinam angelegte Kapital Gewinn abgeworfen hat, so z. B. während des Krieges oder bei hohem Preisstand eines Produktes. Das ständige Einfuhrsaldo ist nur möglich infolge der Subventionierung der Kolonie durch das Mutterland. Es zeigt sich hier der Verlust, den das angelegte Kapital fast fortwährend erlitten hat.

Es ist kaum erstaunlich, daß nach der Erfahrung, die man nach 1863 trotz der Arbeitspflicht der emanzipierten Sklaven mit dem Ertrag der Plantagen machte, die als Entschädigung ausgezahlten Kapitalien von etwa 10 Mill. Gulden sich zu einem großen Teil aus Surinam zurückzogen, um so weniger, als eine unzweckmäßige

Gesetzgebung die Einwanderung neuer Arbeiter erschwerte, während man anderseits kraft des Emanzipationsgesetzes für die Einfuhr dieser Arbeiter von der Regierung Prämien erhalten konnte. Diese Arbeiter durften aber nur in den von der Regierung dazu bestimmten Häfen eingeschifft werden. Als nun aber die meisten andern Mächte, darunter England, die Einschiffung in ihren Häfen ablehnten, ausgenommen für den Fall staatlicher Werbung, die aber die niederländische Gesetzgebung im Gegensatz zu der gleich eingeführten staatlichen Beaufsichtigung der Wohnung, der Behandlung und der hygienischen Verhältnisse nicht kannte, konnte man nur in einigen kleineren chinesischen Häfen Kulis bekommen. Es sind dann auch nur für die Einfuhr von 4000 Arbeitern Prämien gezahlt worden; die zu diesem Zweck im Budget ausgeworfene Summe von einer Million Gulden wurde nicht zu einem Viertel verwendet.

Im Jahre 1872 aber griff die Regierung ein, wenn auch erst noch einigermaßen zögernd, weil es mit den damals anerkannten wirtschaftlichen Prinzipien im Widerspruch stand. Ein Gesetz aus diesem Jahr ermöglichte weiter gehende staatliche Bemühung um die Werbung und gab Veranlassung zu einer königlichen Verordnung, die einen Beamten mit dem Titel »Agent-generaal voor de Immigratië« mit der Aufsicht über die eingewanderten Arbeiter beauftragte. Indirekter Erfolg dieser Verordnung war, daß nun auch der 1870 zwischen Holland und England abgeschlossene Vertrag über die Werbung indischer Kulis für Surinam in Kraft treten konnte.

Einen Schritt weiter ging ein Gesetz von 1878, das zur Gründung einer »Einwanderungskasse« Veranlassung gab. Diese besorgt die Werbung und leitet die Einwanderung der Kulis und stellt jedem Arbeitgeber unter gewissen Bedingungen die gewünschte Zahl Arbeiter auf fünf Jahre zur Verfügung. Diese Arbeitgeber zahlten seitdem der Kasse für jeden Arbeitstag eine bestimmte Summe pro Arbeiter, bis im Jahre 1924 die Kolonialregierung die Gesamtkosten dieser Einwanderung wegen der Notlage der Plantagen auf ihre Rechnung genommen hat. Die Regierung, die immer anerkannt hat, daß auch sie an der Einwanderung interessiert ist, und die Einwanderungskasse deshalb stets subventioniert hat, begründet ihre letzte Maßnahme mit dem Interesse, das Surinam daran hat, daß sich diese Kulis nach Beendigung ihres Kontraktes entweder als freie Arbeiter oder als kleine Bauern in Dörfern niederlassen. Daher wird ihnen nach Ablauf des Vertrags Grund und Boden während der ersten

Jahre unentgeltlich, später gegen geringe Pacht zur Verfügung gestellt. Diese Agrarpolitik beabsichtigt, mit Hilfe der so gebildeten Ackerbaukolonien den Bevölkerungszuwachs im allgemeinen zu fördern, damit man schließlich aus der in dieser Weise gebildeten eingeborenen Gesellschaft freie Arbeiter oder auch kleine Pflanzer gewinnen könnte, die die Produktion der Kolonie zu steigern vermöchten.

Nach 1873 konnte die Einwanderung indischer Kulis anfangen; seit 1891 zog die Einwanderungsorganisation auch Javaner heran. Man hat sich lange darüber gestritten, ob der Javaner als Arbeiter oder auch als freier Kolonist dem Inder gleichwertig sei, und ist überwiegend der Meinung, daß, wenn sie schon beide als Arbeiter ihre Vor- und Nachteile haben, der Inder als Kolonist den Anforderungen besser entspricht. Es hat aber keinen Zweck, sich weiter mit dieser Frage zu beschäftigen; man mußte froh sein, daß man die Javaner bekommen konnte, als England sich während des Weltkrieges aus politischen Gründen genötigt sah, die Auswanderung indischer Kulis zu untersagen, sehr zum Schaden seines eigenen westindischen Besitzes, namentlich Englisch-Guayanas.

Die Einwanderungs- und Agrarpolitik von Surinam ist nicht ohne Erfolg geblieben. Die letzten statistischen Daten nennen 30 974 Inder und 18 685 Javaner, von denen 13 175 Kontraktkulis sind. Zusammen kommen diese sogar der Eingeborenenzahl (56 339) schon ziemlich nahe. Die Einwanderer zählen, soweit sie sich als selbständige Kolonisten niedergelassen haben, 28 031 Seelen; sie haben etwa 20 000 ha Land urbar gemacht. Die Bevölkerungsdichte der Kolonie beträgt aber immer noch nicht mehr als etwa 5 Menschen pro qkm. Man wird deshalb verstehen, daß es unmöglich ist, von dieser Politik innerhalb absehbarer Zeit eine so vollständige Lösung des Bevölkerungs- und Arbeiterproblems zu erwarten, daß die Unternehmer im Lande selbst ihre Arbeiter finden können. Tatsächlich ist jeder Großbetrieb in Surinam absolut abhängig von den Kontraktarbeitern. Die Kontraktarbeit ist selbstverständlich nicht billig, weil man die Einwanderer von Java kommen lassen muß. Im Vergleich mit den benachbarten englischen Kolonien sind die Kosten aber doch niedrig, weil der englische Arbeitgeber, angewiesen auf die beschränkte Zahl Arbeiter, die das ohnehin dünn bevölkerte Guayana liefern kann, nicht nur viel höheren Lohn zahlen muß, sondern auch der Arbeit gar nicht sicher ist. In der jüngsten Zeit, nachdem auf der Insel Trinidad Ölquellen angebohrt

und in Britisch-Guayana Diamanten gefunden worden sind, ist der Vorsprung, den die holländische Besitzung den Arbeitgebern bieten kann, sogar noch größer geworden. Er gleicht selbst das »imperial preference« von 50 % der Zölle aus, das dem englischen Unternehmer beim Verkauf seines Produkts innerhalb des britischen Weltreichs gewährt wird. Und wenn je, so ist jetzt die Zeit günstig für die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen Surinams, wenn nur das europäische Kapital sich wieder dafür interessieren möchte.

Zeigt sich, so muß man also fragen, auf dem Weltmarkt ein Bedürfnis nach irgendeinem Produkt, das Surinam liefern kann? Ich bin der Meinung, daß man die Frage bejahen muß. Es gilt aber, sehr vorsichtig vorzugehen und dabei doch so schnell, daß man den Vorsprung, den man augenblicklich dem benachbarten englischen Kolonialgebiet voraus hat, völlig ausnutzen kann. Denn die Klagen der englischen Unternehmer über das Einstellen der Auswanderung der Inder haben bis jetzt zwar nur die Aussendung einer Untersuchungskommission veranlaßt, und die indische Regierung hat aus politischen Gründen die Kuliwerbung noch nicht wieder erlaubt, aber es ist nicht anzunehmen, daß diese Klagen auf die Dauer erfolglos bleiben werden. Solange man diesen Vorsprung hat, muß man seinen Betrieb einrichten und sich einen Platz auf dem Weltmarkt erobern. Die nächsten Jahre betrachte ich deshalb als entscheidend für die wirtschaftliche Zukunft der holländischen Kolonie.

Welche Produkte kämen für Surinam in Betracht? Ich spreche nicht davon, daß z. B. Ölquellen angebohrt, daß Diamanten gefunden würden oder derartige unerwartete Dinge geschehen könnten. Dann müßte sich natürlich auf einmal alles ändern. Leider können unsere Erwartungen in dieser Richtung nicht sehr hoch gespannt sein, denn die geologische Untersuchung verspricht nicht viel. Überraschungen, wie es die Entdeckung des Bauxits war, sind zwar möglich, man kann aber nicht mit ihnen rechnen. Wahrscheinlich wird auch in kommenden Jahren die Landwirtschaft die wichtigste Einkommensquelle Surinams bleiben. Es fragt sich nun, ob man seine Hoffnung auf die Plantagenkultur setzen muß, oder ob auch der landwirtschaftliche Kleinbetrieb seitens der Negerbevölkerung oder der Einwanderer eine Bedeutung für die wirtschaftliche Zukunft des Landes hat. Diese Frage ist dringend, weil die noch vorhandenen Plantagen — 5 Rohrzuckerplantagen und 65 andere — sich größtenteils in einer schweren Notlage befinden.

Ich bin der Meinung, daß man eine Steigerung der Produktion, wie man sie in erster Linie anstreben soll, nur von der Plantagenwirtschaft erwarten kann. Ich verneine durchaus nicht, daß Landwirtschaft im Kleinbetrieb auch für den Export, um den es sich hier doch handelt, große Bedeutung haben kann. Kopra- und Kautschukgewinnung beweisen, wie die landwirtschaftliche Tätigkeit von Eingeborenen Exportgüter von großer Bedeutung für den Weltmarkt hervorbringt. Der Reisbau in Siam und Hinterindien bietet weitere Beispiele. Eine solche Wirtschaft gründet sich aber immer darauf, daß der kleine Bauer seine eigenen Nahrungsmittel anbaut und entweder einen Überschuß daran oder ein nebenbei gepflanztes Produkt verkauft, damit er aus dem Ertrag dieses letzteren seine andern Bedürfnisse befriedigen kann. Dazu eignet sich aber nur ein Produkt, an dessen Qualität man keine hohen Anforderungen stellt, und für ein solches kann der Weltmarkt sich nur interessieren, wenn es massenweise produziert wird. Surinam ist nun, wie ich eben erwähnt habe, sehr dünn bevölkert. Die Niederlassungen kleiner Bauern verdanken ihre Existenz wesentlich dem Plantagenbetrieb, denn nur, um diese Unternehmungen mit Arbeitern zu versehen, wurde die Einwanderung der Inder und Javaner organisiert. Die eingeborene Bevölkerung selbst, soweit sie nicht sogar fast nomadenartig lebt, hat sehr geringe Bedürfnisse; von ihr ist trotz aller Mühe, die sich die Regierung und die Mission auch in dieser Hinsicht gegeben haben, in absehbarer Zeit wohl keine bedeutende Steigerung der Produktion zu erwarten. Was also von den landwirtschaftlichen Kleinbetrieben vorläufig erwartet werden kann, hängt von den Einwanderern ab.

Diese Einwanderung kommt der Produktion indessen teuer zu stehen, weil das einzige Land, das die Immigranten liefern kann, Ostindien, so weit entfernt liegt. Es kommt noch hinzu, daß der ordentliche kleine Bauer, der dort seinen eigenen Grund und Boden besitzt oder seinen Anteil am Dorfgrund hat, an Auswanderung nach Surinam gar nicht denkt. Man bekommt tatsächlich, wegen der sozialen Verhältnisse im Fernen Osten, für die Auswanderung nur Leute, die man als mehr oder weniger heruntergekommen bezeichnen muß, Leute, die an keine regelmäßige Arbeit gewöhnt sind, auf deren Anwesenheit in ihrer Heimat ihre Familie oder ihre Dorfsgenossen keinen Wert legen. Solche Einwanderer brauchen eine Art sozialer Erziehung, bevor sie die Qualitäten haben, die sie für das Leben eines kleinen Bauern nun einmal nicht entbehren können,

nämlich die Gewöhnung an ständige, anstrengende Arbeit und zähe Ausdauer. Diese Erziehung bekommen sie während der Zeit, die sie als Kontraktarbeiter auf den Plantagen zubringen. Einerseits finden sie dort gute Wohnungen und Pflege, anderseits gewöhnen sie sich an ein regelmäßiges, arbeitsames Leben. Ein Beweis dafür, daß dies auch in ihren eigenen Kreisen eingesehen wird, ist wohl die Tatsache, daß sehr oft die Frauen eindringlich darum einkommen, die Männer nach Ablauf des Kontrakttermins aufs neue einen Kontrakt als Kuli schließen zu lassen. Sie fürchten, daß wieder Müßiggänger aus ihnen werden. Schon im Interesse der Einwanderung selber, um allmählich einen wirtschaftlich gesunden kleinen Bauernstand heranzubilden, braucht man also in Surinam die Plantagen. Diese bieten aber daneben den Vorteil, daß sie eine augenblickliche Steigerung der Produktion herbeiführen. Aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen muß man also meiner Meinung nach die Plantagenkultur soviel wie möglich zu fördern suchen. Und — glückliche Wechselwirkung — gerade die Möglichkeit der Kuliwerbung verbessert die Aussicht auf Erfolg für die Plantagen.

Daß der Plantagenbetrieb in Surinam sich den Verhältnissen anzupassen hat, brauche ich wohl kaum zu betonen. Weil Grund und Boden billig, Kapital und Arbeit aber knapp sind, kommen im allgemeinen solche Betriebe in Betracht, die im Verhältnis zur Bodenfläche nur ein kleines Kapital und wenig Arbeiter brauchen. Es ist also kein Wunder, daß in den letzten fünfzig Jahren die Zahl der Rohrzuckerplantagen auf fünf zusammengeschmolzen ist, und daß die Baumwollplantagen ganz verschwunden sind. Dagegen kommen Plantagen von überjährigen Gewächsen, wie Kakao und Kaffee, die wenig Pflege für den Boden und für sich fordern und für deren Ernte eine ganz einfache Behandlung genügt, mehr und mehr in Betracht. Wer Ostindien kennt, fragt sich gleich weiter, ob nicht die Kokospalme eine viel bedeutendere Rolle im wirtschaftlichen Leben Westindiens spielen könnte, als sie es tatsächlich tut. Fragt man aber an Ort und Stelle nach, dann stellt sich heraus, daß diese Palme nur an einzelnen Stellen, wie z. B. im Distrikt Coronie und in der Nähe des Meeres im Distrikt Albina, wo der Boden lockerer oder sandiger ist als der zähe Ton im Polderland, mit Erfolg gepflanzt werden kann. Versuche, die man an andern Stellen mit dieser Palme gemacht hat, sind leider gescheitert; die Palmen sahen zwar in den ersten Jahren sehr gut aus, aber sie blieben

verhältnismäßig klein und trugen fast keine Frucht. Mit der Ölpalme, die man auch in Surinam gefunden hat — man meint, daß sie ursprünglich von Negersklaven aus ihrer afrikanischen Heimat mitgenommen worden ist —, hat man auch schon Versuche angestellt; zu wirtschaftlichen Pflanzungen ist es aber noch nicht gekommen.

Einem überjährigen Gewächs gibt man auch deshalb den Vorzug, weil sich gezeigt hat, daß eine Bearbeitung des Bodens mit Maschinen nicht möglich ist. Der Boden dieser Polderplantagen ist so weich, daß man nur sehr leichte Kraftwagen als »tractor« benutzen kann, während der zähe Ton ziemlich schweres Pflügen erfordert. Das Kabelsystem hat sich ebenfalls als unbrauchbar erwiesen, weil die Deiche ohne erhebliche Verstärkung das schwere Gewicht der Kabelwagen nicht tragen konnten. Auch bildet das System der Abwässerungsgräben, das man unmöglich ändern kann, Schwierigkeiten, weil man jedesmal, wenn man eine Breite von etwa 20 m gepflügt hat, mit dem Motorwagen oder wenigstens mit dem Pflug einen solchen Graben überschreiten muß.

Anscheinend entsprechen die Ausfuhrmengen der Produkte meiner Auffassung, daß man den überjährigen, baumartigen Gewächsen den Vorzug geben soll. Obgleich der Zucker eines der ältesten Produkte Surinams ist, das Rohr soll schon zur Zeit der Eroberung angebaut worden sein, und obgleich die Verhältnisse in Surinam in den letzten Jahren günstiger geworden sind, hat die Produktion nicht zugenommen. Die Ausfuhr betrug 1920: 6871 t, 1921: 8408 t, 1922: 8880 t, 1923: 8768 t, 1924: 7469 t[1]. Die größte Ernte hat das Jahr 1835 geliefert: sie ergab etwa 38 Mill. Amsterdamer Pfund, gleich etwa 20 000 t Zucker.

Während der Kakao im 19. Jahrhundert eine ziemlich große Bedeutung hatte, ist er in der letzten Zeit von den Plantagen fast verschwunden. Unmittelbare Ursache war die sog. Krullotenkrankheit, deren Bekämpfung sich wegen des Mangels an Arbeitskraft als unmöglich erwies. Übrigens muß ich bemerken, daß, wenn sich diese Krankheit nicht verbreitet hätte, es doch fraglich gewesen wäre, ob man die Kakaokultur hätte beibehalten können. Meiner Meinung nach würde man ebensowenig wie die benachbarten englischen Kolonien, die zum Teil von der Krankheit verschont blieben, die Konkurrenz von Westafrika ausgehalten haben.

---

[1] Koloniaal-Verslag der genannten Jahre.

Dort wird ja der Kakao hauptsächlich von den Eingeborenen gepflanzt, und zwar neben den zu ihrer Nahrung bestimmten Gewächsen. Darum haben sie keine Betriebskosten im eigentlichen Sinne des Worts und können das Produkt zu Preisen liefern, die ihnen wirtschaftlichen Erfolg sichern, jedoch weit unter denjenigen bleiben, die dem Plantagenbesitzer Gewinn bringen würden. Hier würde meines Erachtens auch keine »Cocoa Growers World Association«, wie man sie in den englischen Kolonien schon geplant hat, Abhilfe bringen können. Der Export ist denn auch in den letzten Jahren beständig zurückgegangen, 1920 betrug er 1794 t, 1921: 1636 t, 1922: 1558 t, 1923: 1413 t und 1924 nur noch 739 t[1].

Auf den Plantagen, denen die Vernichtung der Kakaokultur nicht den Todesstoß gegeben hat, sind die Kakaopflanzungen meistens durch Kaffeepflanzungen ersetzt worden; der Liberiakaffee bewährt sich in Surinam und hat bei dem hohen Kaffeepreis der letzten Jahre seinen Besitzern guten Gewinn gebracht. Diese Art Kaffee wird namentlich vom skandinavischen Markt verlangt, wo man seinen starken, nach unserer Ansicht aufdringlichen Geschmack besonders schätzt. Der alte sog. Surinamkaffee, eine Art Arabica, der bei weitem als das beste Produkt bezeichnet werden muß, stirbt leider in Surinam wie auch im Osten allmählich aus. Der Kaffee fordert wenig schwere Arbeit; der Kuli und seine Frau finden beide Beschäftigung, und die größeren Kinder beteiligen sich auch schon bald an der Arbeit. Die fabrikmäßige Bearbeitung des Kaffees ist ziemlich einfach, so daß die Kulis bald mit der Arbeit vertraut sind und das Aufsichtspersonal beschränkt werden kann. Einen großen Vorteil bietet der Umstand, daß die Ernte nicht an einen bestimmten jahreszeitlichen Termin gebunden ist, sondern sich über mehrere Monate verteilt. Die Ausfuhr des Kaffees steigt allmählich. Sie betrug 1920: 981 t, 1921: 1514 t, 1922: 2169 t, 1923: 2912 t, 1924: 2226 t[2]. Der Rückgang von 1924 ist aus klimatologischen Ursachen zu erklären: der Regenfall war in diesem Jahre bedeutend unter dem normalen. Der höhere Preis machte aber wirtschaftlich viel wieder gut.

Merkwürdig ist, daß sich in den letzten Jahren wieder Interesse für Baumwollpflanzung in Surinam gezeigt hat, und zwar von amerikanischer Seite her. Obgleich die Baumwollkultur schwerere

---

[1] Koloniaal-Verslag der genannten Jahre.

[2] Ebenda.

Anforderungen an Arbeit und Aufsicht stellt, als man sie in Surinam bei den andern Gewächsen gewohnt ist, ist der sachverständige Vertreter der in New York gegründeten »American Dutch Guayana Cotton Corporation« im allgemeinen mit dem vorläufigen Ertrag seiner Versuchsfelder sehr zufrieden. Ob diese Kultur wieder aufleben kann, wird die Zukunft zeigen. Schwierig wird es wohl sein, statt eines Versuchsfeldes eine betriebsmäßige, also verhältnismäßig große Plantage so zu bearbeiten, daß die Pflanzen von Raupen und andern Insekten gesäubert und die Früchte zur rechten Zeit gepflückt werden. Offenbar hat man aber Zutrauen, denn während meines Besuches war der Vertreter der erwähnten Gesellschaft dabei, den Grund und Boden für eine größere Plantage auszusuchen. Er sah sich namentlich im Westen der Kolonie in den Distrikten Coronie und Nickerie um, weil der Boden dort lockerer ist als im Stromgebiet des Surinamflusses, und weil man dort auch die Bewässerung besser regulieren kann.

Falls diese Unternehmung gelingen würde, wäre hier eine Möglichkeit für Surinam, sich einen Platz auf dem Weltmarkt zu erobern. Denn der Markt zeigt augenblicklich einen größeren Bedarf an Baumwolle, als die ausführenden Länder liefern können. Eine Krankheit in den Baumwollpflanzungen der Vereinigten Staaten und der immer größer werdende Verbrauch verspricht diesen Plantagen, wenn sie gedeihen, eine gute Zukunft. Wenn ich also auch nicht gerade optimistisch bin, so meine ich doch, daß man wegen der wirtschaftlichen Zukunft Surinams nicht zu verzweifeln braucht. Man soll gewiß vorsichtig vorgehen, aber anderseits nicht zu lange zögern, sondern die augenblicklich verhältnismäßig günstige Konjunktur ausnutzen.

Gestatten Sie mir jetzt, noch einige Augenblicke bei dem sozialen Problem zu verweilen, das Surinam uns vorlegt. Wie liegen die Verhältnisse, wenn man sie vom soziologischen Standpunkte betrachtet? Wie kann man die eingeborene Bevölkerung, die ehemaligen Sklaven, dazu bringen, sich dem wirtschaftlichen Leben mehr als bisher zuzuwenden? Vor allen Dingen müßte der Kreis ihrer Bedürfnisse erweitert werden. Das würde sie veranlassen, ihre Leistungsfähigkeit stärker auszunutzen, um mit vergrößertem Einkommen allerhand Güter kaufen zu können. Einmal daran gewöhnt, würde es ihnen gewiß immer schwerer fallen, diese zu entbehren, so daß sie sich am Ende zu regelmäßiger größerer Anstrengung veranlaßt fühlen würden.

Es gibt zwar ein Mittel zu diesem Zweck, das man bis jetzt in Surinam nur allzuwenig angewendet hat, nämlich eine zweckmäßige Besteuerung. Die Erfahrung in Ostindien und in andern Kolonien hat gelehrt, daß die einzige Weise, in der man eine eingeborene Bevölkerung die Kosten einer auch ihr zunutze kommenden abendländischen Verwaltung tragen lassen kann, die ist, jedem, der arbeitsfähig ist, eine Kopfsteuer aufzuerlegen. Man zwingt ihn dann, wenn er nicht in seinem eigenen Interesse seine ganze Leistungsfähigkeit einsetzen will, wenigstens den Teil seiner Arbeitskraft, den das öffentliche Interesse beansprucht, zu verwenden. Die Erfahrung in Ostindien lehrt weiter, daß in einem solchen Gebiet, wo es doch immer unausgenutzte wirtschaftliche Möglichkeiten gibt, dieser Zwang einen viel größeren Erfolg hat, als die Steuer fordert. So steigt das Wohlstandsniveau, die Zahl der Bedürfnisse nimmt zu, und die Bevölkerung kommt allmählich dazu, ihre ganze Leistungsfähigkeit einzusetzen. Diesen Weg kann man auch in Surinam einschlagen, und man ist hier durchaus dazu berechtigt, da man doch die Bevölkerung jahrzehntelang die Vorteile einer europäischen Verwaltung hat genießen lassen, die ihr z. B. Unterricht und ärztliche Versorgung gewährt, ohne sie die Kosten tragen zu lassen.

Ich weiß aber nicht, ob man in Surinam auch in derselben verhältnismäßig kurzen Zeit soviel erreichen würde wie in Ostindien. Eine große Schwierigkeit besteht meines Erachtens darin, daß die Bevölkerung keinen eigenen gesellschaftlichen Verband bildet, innerhalb dessen eine eigene Kultur entstehen könnte, der eigene Bedürfnisse zeitigen würde. Dieser Mangel beruht größtenteils darauf, daß die Negersklaven aus verschiedenen Stämmen zusammengekauft worden sind. Wenn man auch einigen Stämmen mit besonders ruhigem Benehmen den Vorzug gab, so sind doch keine homogenen Gesellschaftselemente gegeben. Auf den Plantagen wurden die Neger von den Besitzern und ihren Angestellten beaufsichtigt; von ihnen bekamen sie, was sie brauchten. Eigenen Besitz konnten sie nicht erwerben; sogar ein Familienleben gab es nur, soweit der Besitzer es gestattete. Wenn auch vielleicht auf einer Plantage mehrere hundert Neger zusammenwohnten, so bot doch eine solche Gruppe keinen Boden für die Entstehung und Entwicklung irgendeines inneren Zusammenhangs, und ein solcher wäre auch unter den Verhältnissen, in denen der Sklave nun einmal lebte, völlig zwecklos gewesen.

Nun hat man es bei der Emanzipierung versäumt, Maßnahmen zu treffen, die die Bildung eines solchen gesellschaftlichen Verbandes hätten fördern können. Als die Beaufsichtigung durch die Besitzer und ihre Angestellten aufhörte, wurde sie in gewissem Sinne von den Verwaltungsbeamten fortgesetzt. Vielleicht gerade weil die Beamten bestrebt waren, für das Wohlergehen der ihnen anvertrauten, in jeder Hinsicht zurückgebliebenen Negerbevölkerung zu sorgen, überließen sie den Negern selbst, ihrer eigenen Initiative, fast nichts. Und die Möglichkeit, »kostgrond« außerhalb der Plantagen zu bekommen, zog die auf den Plantagen wohnenden Gruppen auseinander. — Ebenso wie die Verwaltung haben es leider auch die Herrnhuter Missionare und die römisch-katholischen Priester gemacht, obgleich gerade sie die Folgen dieses Fehlers oft gespürt haben, insofern als die Bildung christlicher Gemeinden, Krankenbesuche usw. dadurch sehr erschwert wurden. Und wo sich schon unter den Negern eine Art mutterrechtlichen Familienverbandes entwickelt hat, vielleicht durch das seit langem bestehende Verbot, Mutter und Kinder beim Sklavenverkauf zu trennen, hat man weder diesem Verband, noch den kleinen Dörfern, wo mehrere solcher Verbände zusammenwohnen, je eine Aufgabe gestellt, die sie, wie z. B. bei den Malaien in Minang-Kaban auf Sumatra, zu kräftigen, für das Volksleben bedeutenden Organen hätte machen können. Ebensowenig hat man die sog. Kapitäne der Neger — auch nicht die aus den Niederlassungen von sog. Waldnegern, geflüchteten Sklaven, mit denen man nach der Emanzipierung in Beziehung trat — je zu nützlicher Arbeit in der Verwaltung herangezogen. Die europäischen Verwaltungsbeamten machen alles selbst. Zwar ist ihnen dies bei der äußerst dünnen Besiedlung nicht unmöglich, aber auf die Dauer wird die Verwaltung dadurch zu kostspielig. Es wird sich auf diese Weise keine eigentliche Volksgemeinschaft bilden, weil die Bevölkerung sich nicht zu irgendwelchen Anstrengungen für die Gesamtheit genötigt sieht, keine eigene Initiative kennt und so in einer gewissen Lethargie verharrt.

Hier scheint mir ein sehr ernstes soziales Problem vorzuliegen, von größter Bedeutung für die Bevölkerung, weil sie nur aus eigener Kraft vorwärtskommen kann, von nicht geringerer Bedeutung für die niederländische Herrschaft, weil jetzt die Subventionen des Mutterlandes ziemlich zwecklos hingegeben werden. Das, wofür diese Summen aus Holland in Surinam aufgewandt worden sind, hat die Bevölkerung sich nicht »erwerben können, um es zu besitzen«.

Und nur, wenn sie es sich auf die angedeutete Weise erworben hätte, hätte sie es ihr eigen nennen können.

Man hat noch gar nicht angefangen, dies Problem zu lösen; ich bin sogar nicht einmal sicher, ob man in Surinam überhaupt seine große Bedeutung erkennt. Ich glaube aber, daß man, um die Bevölkerung in jeder Hinsicht, auch wirtschaftlich, vorwärtszubringen, sie die eigene Leistungsfähigkeit erkennen zu lassen und sie zum Kräfteeinsatz zu veranlassen, bestrebt sein muß, sie allmählich zu einem gesellschaftlichen Verband zusammenzuschließen. Ostindien zeigt hier den Weg. Wie es dort auf einzelnen Inseln geschehen ist, müßte auch hier die zerstreut lebende Bevölkerung in größeren Dörfern mit Eingeborenenverwaltung vereinigt werden, an die allmählich, wenn auch zuerst unter ständiger Führung der europäischen Beamten, auf jedem Gebiet der Dorfverwaltung mehr und mehr Anforderungen gestellt werden. Leicht gangbar ist dieser Weg nicht, und sehr rasch dürfte er kaum zum Ziel führen, zumal nicht in Surinam. Zu lange hat man die farbige Bevölkerung daran gewöhnt, daß alles für sie, aber ohne ihre Mitwirkung geschieht. Das ändert man nicht auf einmal. Aber es ist notwendig und liegt im Interesse der Bevölkerung selbst, hier energisch vorzugehen. Denn nur, wenn sich eine Volksgemeinschaft, die eine eigene Kultur und damit eine bestimmte Gruppe eigener Bedürfnisse kennt, entwickelt, kann die Bevölkerung Surinams vorwärtskommen. Und nur so wird die Kolonie einmal die Stellung erringen können, die die neue holländische Verfassung jedem Kolonialgebiet gewährt, nämlich die eines sich selbst verwaltenden Körpers innerhalb des niederländischen Königreichs.

Broschek & Co., Hamburg

